

## Missionar G. Edes Reise durch das östliche Formosa.

Von G. Kurze.

### I.

Seit dem Jahre 1865, in welchem die englische Presbyterianerkirche ihre Missionsthätigkeit auf der Westküste Formosas begann — ihr folgten im Jahre 1872 die kanadischen Presbyterianer —, haben die Sendboten beider Gesellschaften während der Ausübung ihrer speziellen Berufsthätigkeit so manches Mal Gelegenheit gehabt, der Wissenschaft, sei's nun der Geographie, Ethnologie oder Linguistik, ersprießliche Dienste zu leisten. Ein besonderes Interesse nehmen diejenigen Beiträge der Missionare in Anspruch, welche sich auf den von meist unabhängigen Aboriginalstämmen bewohnten, nur teilweise von Europäern besuchten Osten der großen chinesischen Insel beziehen. Im folgenden geben wir auf Grund der Tagebuchnotizen des englischen Missionslehrers G. Ede, welcher vom 18. Dezember 1889 bis 19. Februar 1890 auf einer Reise durch Ost-Formosa neben seiner missionarischen Aufgabe mit offenem Auge Land und Leute studierte, das Wichtigste von seinen Beobachtungen und Notizen wieder. Zunächst mögen aber einige orientierende Bemerkungen über die Bodengestaltung und die Bevölkerung des östlichen Formosa vorangehen. Durch das Zentrum der Insel erstrecken sich in süd-nördlicher Richtung verschiedene Gebirgszüge; auf der Ostküste läuft in beträchtlicher Ausdehnung eine Bergkette mit hochragenden Gipfeln von Süden nach Norden. Zwischen dieser Kette und dem nächsten parallelen Gebirgszuge nach dem Innern zu ist ein langes schmales Thal eingebettet, Lâi-pen-po genannt. An dem Nord- und Südende des Küstengebirges weitet sich dieses Thal und läuft in der Strandebene aus. Die Thallandschaft Lâi-pen-po wiederum wird durch zwei als Wasserscheiden wirkende Querriegel in drei gesonderte Thalbecken geteilt, von denen das eine durch einen südwärts fließenden, das andere durch einen in entgegengesetzter Richtung laufenden und das dritte mittlere Becken durch einen gen Osten der See zustrebenden Fluß entwässert wird. Die im östlichen Teile Formosas lebende Bevölkerung läßt sich in 2 Hauptklassen einteilen: 1. die chinesisch sprechende Bevölkerung, welche die eigentlichen Chinesen und den Aboriginalstamm der Pên-po-hoan umfaßt, welche aus der Westküste der Insel herübergewandert sind, und 2. die nichtchinesisch sprechenden Insulaner, welche wiederum in die beiden Unterabteilungen zerfallen: a) die Wilden aus dem Hochgebirge, welche ganz unzivilisiert sind und eine Reihe von Stämmen mit mindestens 2 verschiedenen Dialekten in sich begreifen, und b) die Wilden aus den Vorbergen, welche ein wenig von der Kultur beleckt sind und zwei oder drei Clans mit mehr oder weniger verschiedenen Mundarten zählen. Der größte Teil dieser Wilden ist unter dem Namen A-mî-a bekannt.

Die chinesische Regierung beabsichtigt übrigens neuerdings, das östliche Formosa als ein besonderes Departement zu organisieren; doch ist der Zentralsitz der Verwaltung noch nicht bestimmt. Einige halten dazu Pò-chong — auf den Karten gewöhnlich mit Pòhson angegeben —, den Hafen an der Mündung des das südliche Thalbecken der Lái-pen-po entwässernden Flusses, für am besten geeignet, andere Hòe-léng-káng (Chock-e-day), die Hafenstadt an der Mündung des durch die nördliche Thalmulde laufenden Flusses; aber wahrscheinlicher ist es, daß die Wahl auf eine mehr im Zentrum der Ostküste gelegene Örtlichkeit fällt, etwa auf Chúi-boé; denn hier kann mehr Reis gebaut werden, als in der Umgebung der beiden vorerwähnten Hafenplätze; auch ist die Gegend um Chúi-boé reich an Mineralien.

Missionar G. Ede trat seine zweimonatliche Reise, auf welcher er von 2 eingeborenen Missionsgehilfen und mehreren in ihre Heimat zurückkehrenden Formosaner Christen begleitet war, am 18. Dezember 1889 von der an der Westküste gelegenen großen Stadt Taiwanfo, dem Sitze der chinesischen Behörden und dem Zentrum der englischen Presbyterianermission, aus an und erreichte am Abend des ersten Marschtages den südsüdöstlich gelegenen Ort Lám-á-khen, wo sich eine kleine Christengemeinde befand. Am nächsten Tage setzte er die Reise in südlicher Richtung fort und passierte einen Phoápêng-soan (halbiertes Berg) genannten Berg, an welchen sich folgende Sage anknüpft. Als vor Jahren mehrere vom Festlande eingewanderte Chinesen die Höhe der Berge in ihrer alten Heimat rühmten, wurde der Vorschlag gemacht, sie möchten doch dahin zurückkehren und einen Berg zur Probe mitbringen, um ihn dann mit den Formosaner Gipfeln zu vergleichen. Bei näherer Überlegung kamen die beiden Parteien dahin überein, daß ein halber Berg beim Vergleichen dieselben Dienste, wie ein ganzer, leisten werde. Demgemäß wurde auch nur ein halber herübertransportiert; aber schon bei der Landung ward es offenbar, wie unbedeutend er sich gegenüber den Steilgipfeln des Formosaner Hochgebirges ausnehmen würde, und so ließen ihn denn die Renommisten in der Küstenebene stehen, wo er jetzt noch zu sehen ist, und zogen sich vor dem Hohngelächter der Gegenpartei in die Stille zurück.

Als am Nachmittage die Reisegesellschaft eben an einem Zuckerrohrfelde vorüberziehen wollte, machten einige Formosaner plötzlich Halt und machten sich schußfertig; denn sie hatten zwischen den Rohrstengeln zwei Männer herumschleichen sehen, die ihren verdächtigen Bewegungen nach jedenfalls Wegelagerer waren. Als diese entdeckt sahen, hielten sie es, gegenüber der Übermacht, für's Beste, sich zurückzuziehen. In den letzten Jahren waren in dieser Gegend viele Reisende ausgeplündert worden; in einigen Fällen, wo die Angegriffenen Widerstand geleistet hatten, hatten die Räuber sich nicht vor einer Mordthat gescheut. Die Behörden scheinen entweder zu schwach oder nicht gewillt zu sein, das Unwesen zu unterdrücken. Gegen Sonnenuntergang kam man an einen Fluß, der auf

einer Bambusfähre gekreuzt wurde, die während der Überfahrt meist vom Wasser überschwemmt war. Wenn der Fluß nach Regengüssen anschwillt, soll die Überfahrt außerordentlich gefährlich sein. Eine kurze Strecke jenseits der Fähre lag die christliche Kapelle von Kiám-po-á, wo Ede seu Nachtquartier nahm.

Am nächsten Morgen — dem 20. Dezember — hatten die Reisenden über den bedeutenden Tang-káng-Fluß, welcher, aus dem gebirgigen Innern kommend, im allgemeinen eine nördliche Richtung verfolgt, nach der gleichnamigen Stadt zu fahren; da aber der nördliche Teil des Flußbettes sehr seicht ist, so mußte die ganze Karawane erst eine beträchtliche Strecke durch das schlammige Wasser waten, ehe das Fährboot benutzt werden konnte. Da Tang-káng eine Marktstadt ist, so wurden hier Nahrungsmittel für die Reise durch das Hochgebirge eingekauft, dann setzte man die Reise in östlicher Richtung nach Tek-á-kha fort, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde.

Am Morgen des 21. Dezember ging es in derselben Richtung weiter nach einem Pun-ki-ô genannten Dorfe, welches bereits am Fuße des zentralen Inselgebirgsstockes liegt und die Heimat eines der eingeborenen Missionsgehilfen war; in seinem Hause fand die Reisegesellschaft ein gastfreundliches Obdach. Auch der nächste Tag, ein Sonntag, wurde hier verlebt, und es kam eine Menge von Eingeborenen zu dem Morgen- und Abendgottesdienste, welchen der Missionar abhielt.

Der Montagmorgen (23. Dezember) brach heiter und klar an. Der Missionar hatte gehofft, daß früh um 6 Uhr alles zum Aufbruche bereit sein werde. Aber die Kulis, welche das Reisegepäck zu tragen hatten, machten Schwierigkeiten, so daß alle Gepäckstücke aufs neue abgewogen und verteilt werden mußten; dabei paßten die Träger ängstlich auf, daß ja das Gewicht nicht um ein Lot differiere. So wurde es denn 7  $\frac{1}{2}$  Uhr, ehe die Karawane aufbrach; ein Marsch von ungefähr 1  $\frac{1}{2}$  Stunde brachte die Reisenden an den Anfang der Straße, welche über das Gebirge, hier San-tiâu-leng (Gebirge mit drei Rücken) genannt, führt. Hoch türmten sich die steil aufragenden Zacken und Schroffen des Gebirgsstockes empor, und es kostete den Missionar und seine Begleiter einen ernsten Entschluß, ehe sie sich daran machten, den mühsamen Aufstieg im glühenden Sonnenbrand zu beginnen. Unter stetem Steigen kam man nach einer Stunde auf eine kleine Hochfläche, von welcher aus man einen Blick auf einige Behausungen von Wilden hatte, die in beträchtlicher Entfernung nach Norden zu ziemlich auf der Spitze eines Bergkegels lagen. Die heißen Sonnenstrahlen verursachten argen Durst; aber an der Straße war keine Quelle, ihn zu löschen; um zum Wasser zu kommen, hätte man eine ziemliche Strecke in ein Seitenthal hinabsteigen müssen. Eine Weile getraute sich niemand, dies Wagnis zu unternehmen, da nur zu leicht Wilde im Buschwerk auf der Lauer liegen konnten; aber schließlich bekamen zwei oder drei Mut und kehrten auch mit heiler Haut und einem schönen Vor-

rat von Wasser, der die Reisenden sehr erquickte, zurück. Ein wenig nach Mittag erreichte Ede den ersten der chinesischen Militärposten, welche die Regierung zur Sicherung der trotzdem immer noch gefährdeten Verbindung zwischen dem Westen und Osten Formosas unterhält. Während der Missionar hier den üblichen Willkommen in Gestalt von Thee erhielt und seine Begleiter Feuer anzündeten, um das Mittagmahl zu bereiten, hatte sich aus der Nachbarschaft eine neugierige Zuschauermenge von Wilden — Männer, Frauen und Kinder — eingefunden. Die Kulis, welche durch den Vormittagsmarsch nicht wenig ermüdet waren, gerieten sofort auf den Einfall, sich vorübergehend Erleichterung zu verschaffen, indem sie die Wilden zum Tragen ihrer Lasten zu bewegen suchten. Sie boten ihnen als Lockmittel Tuchfetzen, alte Kleider, Tabakspfeifen, Zündhölzchen und dergleichen mehr an und balancierten mit der scheinbar größten Leichtigkeit die Lasten in den Händen hin und her, als ob deren Gewicht kaum der Rede wert sei. Schließlich wurden einige nach vielem Gestikulieren und Hin- und Herschieben des Honorars handelseinig. Während dies Geschäft erledigt wurde, konnten sich die andern Eingeborenen an dem Europäer, besonders an seiner weißen Haut, nicht satt sehen; sie schlichen auf seine Rückseite, und wenn vollends Ede einmal seinen Korkhelm absetzte, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, so wollten die verwunderten Ausrufe kein Ende nehmen.

Die Karawane hatte noch einen guten Halbtagsmarsch vor sich, ehe sie hoffen konnte, den nächsten Posten zu erreichen, und die Straße lief, wie am Morgen, noch immer steil bergauf. Unter den Wilden, welche sich zum Lasttragen hergegeben hatten, war auch eine Frau, welche eine Last mit einem Manne, offenbar ihrem Gatten, geteilt hatte. Sie hatte sich aus einem Bündel Gras eine Decke geflochten, diese zu einer Art Kissen auf dem Kopfe zusammengelagt und die Last darauf gethan. Ihren armen Säugling trug sie in ein Tuch gewickelt auf dem Rücken; sein kleiner Kopf hing nach rückwärts über und war den brennenden Sonnenstrahlen ohne Schutz ausgesetzt. Und mit dem Schritte, mit dem die Mutter auf dem steilen Pfade vorwärtseilte, wackelte der Kopf des armen Geschöpfes hilflos hin und her, daß es dem Missionar beim Anblick bald übel wurde. Wäre übrigens die Last dem Weibe, was bei den steilen Abhängen leicht passieren konnte, einmal nach hinten gerutscht, so wurde natürlich das Kleine unrettbar zerquetscht.

Gegen Sonnenuntergang kam endlich der Militärposten in Sicht, der für die Nacht Schutz bieten sollte. Kurz vorher aber, ehe man ihn erreichte, war tief, tief unten im Thale und zwar an der Kante eines abgeflachten Kegels scheinbar ein Friedhof mit ungewöhnlich großen Grabdenkmälern zu sehen. Aber bei näherer Untersuchung, besonders durch das Fernrohr, bemerkte Ede, daß die Grabmonumente sich als die Dächer eines Dorfes der Wilden entpuppten; ein kleinerer Weiler lag nicht weit davon entfernt. In dieser Gegend giebt es viel Schiefer, und die Eingeborenen brauchen die größeren Platten

zum Eindecken ihrer Häuser. Sobald das Lager erreicht war und die Vorbereitungen zur Abendmahlzeit begannen, stellte sich auch wieder eine Anzahl von Wilden ein, die offenbar aus dem von den Reisenden erspähten Dorfe kamen. Da weder der Missionar noch seine Begleiter mit den Wilden eine Unterhaltung führen konnten, so war man gegenseitig auf die Zeichensprache beschränkt. Auf irgend eine Weise gelang es ihnen aber wenigstens zu verstehen zu geben, daß sie „Paiwang“ genannt würden, auf welchen Namen sie offenbar sehr stolz waren. Manche unter den Männern machten einen sehr stattlichen Eindruck. Ihre Waffen bestanden hauptsächlich aus 9–10 Fuß langen Lanzen und sehr langen Messern, welche schräg an der linken Seite befestigt waren. Die Messerscheiden waren von Holz und hatten auf der Außenseite einen Schlitz, so daß man den Stahl hindurchschimmern sehen konnte. Die Lanzenschäfte und die Messergriffe waren in vielen Fällen mit geschnitzten Menschenköpfen verziert; auch hingen von den Schaftenden und der Spitze der Scheide in manchen Fällen Haarbüschel herab. Ein bunter Kopfschmuck von Blättern gab diesen wilden Söhnen des Waldes ein stolzes und triumphierendes Aussehen.

Auch hier versuchten die Träger wieder ihr Glück, auf einige Zeit ihr Gepäck los zu werden; ein alter Mann war auch nicht abgeneigt, sich zu diesem Zwecke am andern Morgen im Lager einzufinden; aber der Missionar gab ihm im Scherz zu verstehen, daß er doch nicht mehr kräftig genug sei, um solche Lasten zu tragen. Sobald der Formosaner die Zeichensprache begriffen hatte, sah er den Weißen verächtlich an und begann strahlenden Auges mit der größten Gewandtheit auf und ab zu tanzen, als ob er als Balletmeister bei seinem Stamme zu fungieren hätte. Um ihn wieder zu versöhnen, gab ihm Ede nun zu verstehen, daß er ihn am andern Morgen erwarte, und so schieden beide als Freunde, auch die andern Eingeborenen zogen sich bei Sonnenuntergang zurück. Mit der Unterkunft für die Reisegesellschaft ging es etwas knapp her, da nur zwei kleine Räume zur Verfügung standen; man mußte sich also teilen. Die Abteilung, welcher sich Ede anschloß, erhielt als Nachtquartier eine Art niedriger Hütte, in die man nur kriechend gelangen konnte. In der Hütte selbst war längs der Hinterwand eine erhöhte Plattform von Rohrstäben angebracht, die für 5 von der Gesellschaft als Bettstelle dienen mußte; die dort nicht mehr Platz findenden 4 oder 5 Kulis sammelten sich Gras und machten sich ein Lager auf dem Fußboden. Da die Thüröffnung nicht verschließbar war, so half man sich mit einer Art Verschanzung, die man aus einem aufgespannten Schirme und ein paar großen, 2 Fuß im Durchmesser haltenden Strohütten herstellte, wie sie die Kulis zu tragen pflegen.

Am folgenden Tage, dem 24. Dezember, galt es, den eigentlichen Gebirgsrücken zu überschreiten, und zwar auf einer Straße, die von den Wilden ganz besonders unsicher gemacht wurde. Die Entfernung bis zur nächsten Militärstation war nicht weit und wurde von den Reisenden in ein paar Stunden zurückgelegt; dieser Posten lag

ungefähr 7700 Fuß hoch am Eingange des Urwaldes, den es nun zu passieren galt. Nach kurzer Rast daselbst wurde der Marsch weiter fortgesetzt, wobei von nun ab die Kulis ihre Lasten wieder selbst auf den Rücken nehmen mußten; denn die Wilden, welche bis dahin mitgegangen waren, getrauten sich nicht weiter, weil die nächste Straßensektion das Gebiet des Kui-á-nng-Stammes durchschnitt, mit dem sie auf Kriegsfuße lebten. Die Szenerie, welche sich von dem steil ansteigenden Wege aus den Augen enthüllte, war großartig. Über den Reisenden türmte sich Hunderte von Fuß hoch die dichteste Vegetation empor, während tief unter ihnen ebenfalls alles wie mit einer grünen Decke überzogen war. Obgleich Ede und seine Begleiter einen schnellen Schritt anschlügen, kam es ihnen hier doch kühl vor, und je tiefer sie in den Urwald eindringen, um so feuchter ward die Luft; in dieser Umgebung gediehen Moose und Farne in der größten Üppigkeit. Die Feuchtigkeit verdichtete sich übrigens bald zu einem starken Nebel, welcher die Aussicht auf einen Umkreis von wenigen Fuß beschränkte und das Ansteigen auf den schlüpfrig gewordenen Boden sehr erschwerte. Um 11 Uhr erreichte die Karawane den Gipfelpunkt der Straße; Edes Barometer, das freilich nicht ganz zuverlässig war, zeigte eine Höhe von 8300 Fuß an. Die Aussicht von diesem Punkte westwärts war eine ziemlich gute; man konnte durch sorgfältige Beobachtung die Lage von Tokow feststellen und weiter südwärts im Kanal von Formosa die Umrisse der Insel Lombay erkennen. Alle waren froh, daß der Kamm des Gebirges endlich erreicht war, denn das fortwährende Steigen war sehr beschwerlich gewesen. Die Straße begann sich nun zu senken, freilich anfangs ganz unmerklich; ja die erste halbe Stunde schien es, als ob man eine Hochebene zu passieren habe. Als die Reisenden aber an das Ende derselben kamen, that sich vor ihnen ein großartiger Ausblick auf. Unmittelbar zu ihren Füßen gähnte der Abgrund, auf dessen Boden ein weißes Nebelmeer hin und herwogte. Am Rande der Nebelmasse, da wo am bewaldeten Bergabsturze eine Rodung sichtbar wurde, lagen die Gebäude der nächsten Militärstation. Gerade aus aber nach Osten zu ruhte der Blick auf den purpurfarbenen Umrissen einer hohen Bergkette, jenseits welcher sich in wundervoller Bläue die weite Wasserwüste des Stillen Ozeans am Horizont abzeichnete.

Es kostete dem Missionar Überwindung, sich von diesem großartigen Landschaftsbilde loszureißen und den Abhang zur Station hinabzuklettern, wo Mittag gemacht und eine kurze Rast gehalten werden sollte. Hier fanden es die Reisenden außerordentlich feucht; der Nebel wälzte sich von unten herauf und hüllte alles in seine eisigen Falten ein; ein Sprühregen setzte ein, und alles erschauerte bei der niedrigen Temperatur. Die Stationsoldaten wußten zu erzählen, daß der Nebel fast jeden Nachmittag zu ihren Lager aufsteige und oft erst am anderen Morgen wieder weiche. Es muß ein sehr ungesunder Aufenthaltsort sein, und ein Verweilen hier auch in gemüthlicher Beziehung sehr deprimierend wirken. Natürlich eilten die Reisenden

sobald als möglich weiter, um die zweite Hälfte ihres Tagemarsches zu erledigen. Anstatt aber nachzulassen, nahm der Regen immer mehr zu, je weiter man vorwärts marschierte, und der Grund und Boden verwandelte sich in eine schlüpfrige Lehmmasse. Bei dem steilen Absturz, über welchen der Weg führte, war es kein Wunder, daß so mancher von der Karawane das Gleichgewicht verlor und zu Falle kam. Bei einer solchen Gelegenheit hörten zwei an der Spitze des Zuges marschierende Formosaner verdächtiges Geräusch in dem Buschwerk zur Seite des Weges. Zweige knackten, und das Geräusch kam immer näher. Ein junger Mann, der offenbar mutiger als die anderen war, warf sofort seine Traglast auf den Boden, las Steine zusammen und bombardierte aus Leibeskräften das Dickicht, aus welchem das verdächtige Geräusch zu hören war. Nun legten auch die übrigen Kulis, als sie merkten, daß etwas nicht in Ordnung war, ihre Lasten ab, knieeten hinter Baumstümpfe und andere Deckungen nieder und machten sich schußfertig, um, wenn nötig, den Feinden einen warmen Empfang zu bereiten. Das Bombardement mit Steinen wurde noch eine Weile unterhalten, dann hörte man, wie das Geräusch wieder schwächer wurde und schließlich ganz erstarb. Einige aus der Reisegesellschaft, die mit den Schlichen der Wilden vertraut waren, nahmen an, daß zwei oder drei derselben ihnen einen Besuch zgedacht hatten, aber doch am Ende den Rückzug als das bessere Teil von Tapferkeit erwählten. Ob sie recht hatten, läßt sich schwer entscheiden, denn der Urwald war so verwachsen und der Sprühregen so arg, daß man nur ein paar Schritte vor sich hinschauen konnte.

Das unangenehme Wetter hinderte Ede etwas, die sonst so eigentümliche Szenerie zu genießen. Einige Strecken des Weges waren wirklich prächtig. Die Baumstämme, welche bei Anlage des Weges gefällt worden waren, lagen zu beiden Seiten des Weges und waren zumeist in höchst phantastischer Weise mit Moosen und anderen grünen Draperien bedeckt. Von den Ästen der die Straße überschattenden Baumriesen hingen die zierlichsten Festons von ineinander verflochtenen Lianen und üppige Farnwedel herab; hin und her flogen Vögel im buntesten Federkleide. An einer Stelle ringelte eine Schlange ihren schuppigen Leib über den Weg. Der öftere Aufenthalt und die Schwierigkeiten, welche die Karawane im Laufe des Nachmittages durchzumachen hatte, waren die Veranlassung, daß man erst in der Dunkelheit der Nacht die nächste Militärstation erreichte, wo man übrigens froh war, eine, wenn auch noch so bescheidene, Unterkunft zu finden.

Der nächste Morgen, der Christtag des Jahres 1889, versprach heiteres Wetter. Alles sah nach dem Regen des vorigen Tages so frisch aus, und die Luft war so stärkend, daß ein jeder in der Reisegesellschaft mit neuen Kräften den Marsch wieder aufnahm. Noch immer führte der Weg abwärts; ja er schien immer steiler abzufallen, je näher man dem Fuße des Gebirges kam. Bald nach dem Aufbruche hatte sich Missionar Ede an die Spitze des Zuges gestellt

und war allmählich seinen Gefährten eine Strecke vorausgekommen, als urplötzlich bei einer Straßenbiegung zwei Wilde unmittelbar vor ihm auftauchten; einer knieete auf dem Boden und hatte den Bogen gespannt; der andere kroch hinter ihn, die Flinte im Anschlag. Natürlich machte Ede augenblicklich Halt; mit der nötigen Portion Kaltblütigkeit ausgerüstet, winkte er den Wilden mit der Hand zu, worauf sie ihre Waffen beiseite legten. Dann gingen sich beide Teile entgegen, und beim Zusammentreffen klopfte Ede die beiden Wilden vertraulich auf die Schulter, wofür sie sich damit revan-chierten, daß sie seinerseits den Missionar an der Brust leise berührten. Inzwischen waren auch die Kulis und die anderen Reisegefährten nachgekommen, und nach kurzem Aufenthalt marschierten alle zusammen weiter. Nach einigen Stunden näherten sie sich einem fruchtbaren Thale, welches nach dem Meeresstrande zu mündete. Durch dasselbe schlängelte sich ein stattlicher Bergstrom, an dessen Ufern der Weg entlang führte, bis eine Ortschaft, namens Pa-long-ui, in Sicht kam, wo eine Anzahl nach chinesischer Manier gebauter Häuser standen; dies waren die Heimstätten einiger Hakkas, die offenbar bei ihrer Niederlassung mehr die Fruchtbarkeit der umliegenden Äcker als die Sicherheit ihres Lebens im Auge gehabt hatten. Leider teilte sich hier die Karawane, da einige von dem zivilisierten Aussehen des Ortes so hingerissen wurden, daß sie dort einkehrten, während Ede mit den Übrigen direkt dem Strande zustrebte. Da, wo der Bergstrom sich ins Meer ergoß, machte man endlich Halt und traf die Vorbereitungen zum Mittagsessen. Der Lagerplatz war nicht ohne seine besonderen Reize. Während die Wogen des Stillen Ozeans in lustigem Übermut den Strand hinaufschäumten, kam der Bergstrom auf seinem Zickzackwege aus den schattigen Bergschluchten hervorgerauscht, und die grünen, hufeisenförmigen Berge schienen wie in liebevoller Umarmung das reizende Landschaftsbild einzuschließen. Das Einzige, was den Genuß etwas verkümmerte, war die flammende Sonne im Zenit, die ihre Glutstrahlen unbarmherzig auf die Wanderer herabsandte. Aus einem „Christmas dinner“ wurde es an diesem Tage nichts; denn beim Nachtrab, der erst ziemlich spät erschien, war Edes Proviantkorb zurückgeblieben. Vielmehr galt es nun, die versäumte Zeit wieder einzuholen. Von hier ab führte die Marschrichtung längs des Meeresufers nach Norden, ein höchst beschwerlicher Weg von zwei Tagereisen durch Sanddünen, in welchen der müde Fuß des Wanderers bei jedem Schritte tief einsank. Dazu bot sich den größten Teil des Tages über nicht der geringste Schutz vor der Sonne, und die Berge traten oft so nahe an den Meeresstrand heran, daß die Reisenden bei Ostwinde von den Spritzern der sich am Ufer brechenden Wogen durchnäßt wurden; ja bei stürmischem Wetter giebt es auf dieser „Straße“ Strecken, wo absolut kein menschliches Wesen passieren kann, weil die sich überstürzenden Wogen den ganzen Ufersaum überschwemmen und den Fuß des Küstengebirges benagen. Selbst bei stillem Wetter muß man an zwei oder drei Stellen es sorgfältig abpassen, wenn sich ge-



rade die Wogen ein wenig zurückziehen, um dann im Dauerlauf die fatale Stelle zu durchrennen, ehe die nächsten Brecher heransausen. An manchen Orten ist die Küste ganz mit Felsblöcken übersät, welche teils von den mächtigen Brandungswellen des Stillen Ozeans angeschwemmt sind, teils von den Abhängen des Gebirges sich losgelöst haben. Über diese Blöcke hinwegzuklettern, ist natürlich für den ermüdeten Reisenden keine Kleinigkeit. Dazu kommt noch eine dritte Schwierigkeit. Oft lauern nämlich die Wilden in dem Buschholze an den Bergabhängen, um sich auf den armen Wanderer herabzustürzen, den sie ohne Gefahr für sich selbst überwältigen zu können glauben. Ein solcher Wilder will sein Leben auf keinen Fall riskieren; in dieser Beziehung ist er ein Feigling erster Klasse.

Zwei Gründe scheinen die Regierung bei der Anlage von Militärstationen auf dieser längs der Seeküste nach dem Hafen von Pò-chong (Pohson) führenden Straße geleitet zu haben; man hat nämlich die Posten gerade dahin verlegt, wo eine Lücke im Küstengebirge sich aufthat, welche den Wilden leicht als Ausfallsthor dienen konnte, und ferner an fruchtbare Stellen, deren Bebauung der Regierung für später eine Einnahmequelle zu werden versprach. Die erste Nacht an der Ostküste verbrachten die Reisenden auf einer sehr elenden Militärstation; um so besser war die, welche man am nächsten Abend erreichte; in ihrer Umgebung hatten die Eingeborenen sehr ertragreiche Felder in Kultur; die hiesige Bevölkerung scheint aus einem weiter nach Norden gelegenen Bezirke, Tì-pún, eingewandert zu sein. Am nächsten Morgen, dem 27. Dezember, brach man dahin auf, in dem frohen Bewußtsein, daß nun das Waten durch den losen Boden ein Ende nahm, denn der Boden ist nach Pò-chong zu mehr kompakter Art. Unterwegs hatten die Reisenden das Glück, am fernen Horizont Hoé-sio-su und Ang-thâu-su auftauchen zu sehen, zwei Inseln, die weit draußen im Stillen Ozean liegen und nur an ganz klaren Tagen sichtbar sind. Die Tì-pún stammen offenbar von Leuten ab, die aus einem nördlicheren Lande, vielleicht aus Japan, eingewandert sind; noch zeigt man die Bucht, wo sie gelandet sein sollen. Unter den „Wilden der Vorberge“ sind die Tì-pún zwar nicht die zahlreichsten, aber sicherlich die mächtigsten. In dem Bezirke, in welchem sie sich niedergelassen haben, bilden sie entschieden die Vormacht. Da sie in den Vorbergen und in der Küstenebene wohnen, so haben sie sich dem Ackerbau gewidmet und betreiben die Jagd bloß als Sport. In dem Militärlager, in unmittelbarer Nähe des Hauptdorfes der Tì-pún, waren mehrere derselben als Soldaten angemustert; ihre Hauptbeschäftigung scheint aber nur in der Beförderung von Regierungsdemeschen zu bestehen. Als monatlichen Sold zahlt man ihnen vier Silberunzen, aber da das Geld für sie keinen Wert hat, so ziehen sie es vor, sich den Betrag in Waren auszahlen zu lassen. Die Regierung hat wie hier, so auch auf anderen Militärstationen eine Anzahl Eingeborener in Sold genommen und dadurch sich der Treue ihrer Landsleute versichert. In dem oben erwähnten Tì-pún-Dorfe sah der Missionar einen Eingeborenen,

welcher auf seiner Brust zwei teilweise von einer Schlange umringelte Menschenköpfe eintätowiert trug, was einen schauerlichen Eindruck machte. Die Felder der Ti-pún sind sehr ausgedehnt und in bester Kultur, es war dem Missionar sehr interessant, die in bunten Stoffen gekleideten Eingeborenen bei der Feldarbeit zu beobachten. Viele von den Männern trugen eine Art Hosen, welche indes nur die Waden und die Vorderschenkel bedeckten, während das Hinterteil entblößt blieb. Der Stoff, aus dem diese komischen Beinkleider gefertigt waren, bestand in manchen Fällen aus verschiedenfarbigen Streifen von dünner Serge. Manche hatten ein hellrotes Plaid um ihren Leib gewickelt und auf der einen Schulter festgesteckt. Hier und da begegneten die Reisenden einem Eingeborenen, der mit stolzen Mienen und mit einer über den Rücken gehängten Flinte auf einem Büffel einherritt. Ede mußte unwillkürlich lachen, als er einen solchen Reiter sagen hörte, er sei ebenso viel wie ein Mandarin, die sich den Eingeborenen hoch zu Roß zeigen.

Ein wenig außerhalb des Ti-pún-Dorfes, mitten in einem sumpfigen Acker, stieß der Missionar auf ein altes, aus einem Baumstamm ausgehöhltes Boot, welches offenbar viele Jahre lang nicht benutzt worden war. In der Nähe war ein alter Brunnen, und nicht weit davon saß ein einsamer Wilder auf dem Boden in sichtlich niedergedrückter Stimmung. Das Boot machte den Eindruck einer historischen Reliquie in dieser Umgebung. Leider fehlte dem Missionar Gelegenheit, nähere Erkundigungen darüber einzuziehen; vielleicht hatte das Boot eine gewisse Beziehung zu der Landung der ersten Einwanderer in diesen Bezirk. Es ist übrigens sehr auffällig, daß bei dem großen Fischreichtum des Stillen Ozeans die hiesige Küstenbevölkerung so gut wie nicht sich dem Fischfange widmet. Das eben erwähnte Boot war das einzige Fahrzeug der Eingeborenen, welches Ede auf seiner mehrtägigen Wanderung längs der Ostküste bis dahin gesehen hatte.

Die Gegend zwischen Ti-pún und Pò-chong ist mehr oder weniger fruchtbar; gewöhnlich bezeichnet man die ausgedehnte Ebene um letzteren Ort mit dem Namen Pi-lâm nach einem Dorfe der Eingeborenen dieses Namens; auch kommt wohl die Bezeichnung „Ebene der 8 Städte“ vor, worunter man außer Pi-lâm noch vier andere Ti-pún- und drei A-mi-a-Dörfer versteht. In alten Zeiten soll hier ein König von Ostformosa gelebt und seine Hofhaltung in Pi-lâm gehabt haben. Für die ersten Ansiedler der Ebene gilt der Pi-lâm-Stamm; dann folgten die Ti-pún, welche den ersteren Stamm unterwarfen und schließlich sich ganz einverleibten, so daß nur noch wenige von ihrem Dialekt übriggebliebene Worte an ihre Sonderexistenz erinnern. Zuletzt erschienen auf dem Schauplatze die A-mi-a, welche aber alsbald den Ti-pún tributpflichtig wurden, obgleich sie jetzt der Zahl nach den stärksten Stamm im östlichen Formosa bilden. Wie die Chinesen behaupten, nimmt die Seelenzahl der A-mi-a noch immer jährlich bedeutend zu; in der Pi-lâm-Ebene sollen, abgesehen von den Chinesen, nahezu 20000 Eingeborene wohnen.

Es war dunkel, als Ede mit seinem Gefolge in Pò-chong einrückte. Kaum hatte er in einer chinesischen Gastwirtschaft Unterkunft gesucht, als auch schon ein Läufer aus dem Yamen (chinesisches Regierungsgebäude) herbeigeeilt kam, und zwar mit einer bedenklichen Miene, als hätte er es mit Vaterlandsverrätern zu thun. Um ihn von seinen Ängsten zu erlösen, reichte ihm Ede seine chinesische Visitenkarte mit der Weisung, dieselbe dem Thong-leng, dem Obermandarin der Subpräfektur Ostformosa, zu übergeben. Bei näherer Überlegung entschloß sich der Missionar indes, dem Boten sofort auf dem Fuße zu folgen und dem Beamten seine persönliche Aufwartung zu machen, um ihn über die Gründe seiner Reise aufzuklären. Der Mandarin empfing seinen Gast sehr zuvorkommend, lud ihn zum Essen ein und nötigte ihn, sein Nachtquartier im Yamen aufzuschlagen. Bevor Ede am nächsten Morgen sich verabschiedete, gab ihm der chinesische Würdenträger auch noch seine Karte und die Ermächtigung, bei etwaigen Schwierigkeiten unterwegs sich derselben zu bedienen.

### Kleinere Mitteilungen.

**Die Regierungsform bei den Efikstämmen von Old Calabar.** — Wie wir den Aufzeichnungen des Presbyterianermissionars H. Goldie in Old Calabar entnehmen, ist bei den dortigen Efiknegern die Gewalt des Hausherrn über seine Familienangehörigen eine völlig unbeschränkte. Die Hausväter, welche zu einem städtischen Gemeinwesen gehören, ordnen in gemeinsamer Beratung alle Dinge von allgemeinerem Interesse. Unter sich wählen sie dann ein anerkanntes Stadtoberhaupt, welches das Gemeinwesen führt; letzterem kommt die gesetzgebende und vollziehende Gewalt zu. Die höchste Gewalt aber über das ganze Land übt der „Ekpe“ (anglisiert: Egbo) aus, welches die eingeborne Bezeichnung für Leopard ist. Unter diesem Ekpe denkt man sich ein übernatürliches Wesen, welches im Walde wohnt und nur bei besonders wichtigem Anlaß in die Stadt gebracht wird, und zwar versteckt in einem langsam fortbewegenden Zelte, aus welchem heraus es sich in eine Hinterstube des städtischen Palaverhauses (Rathaus) begiebt. Aus der Umhüllung heraus hört man seine Stimme, welche dem Geheul eines wütenden Tieres gleicht, worauf dann sofort in der ganzen Stadt eine ängstliche Stille herrscht; in allen Häusern wird die nach der Straße führende Thür geschlossen, und alle Geschäfte ruhen während der Anwesenheit des Ekpe. Obschon er selbst niemals sichtbar wird, so hat er doch seine Stellvertreter, welche höchst phantastisch maskiert sind — die Repräsentanten höheren Grades haben auf dem Rücken eine Glocke

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [10](#)

Autor(en)/Author(s): Kurze G.

Artikel/Article: [Missionar G. Edes Reise durch das östliche Formosa 22-32](#)